

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(Karl Arnold)



„I waaß net, gor ka Interesse für meine prima Spezialitäten!“

# ERINNERUNGEN

Als ich heute morgen aufwachte, fiel mein Blick auf den Kalender, und da ich gerne mit einem schönen Spruch oder einer Ff Weisheit in die Women des Tages einträte, so nahm ich diesmal den Spruch vom Tage zu mir: Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Sofort begann ich an das Paradies zu denken, aus dem ich laut Vorschrift nicht vertrieben werden konnte. Ich gab mir alle Mühe, ein Elysium vorzugucken. Natürlich hatte auch ich in früherer Zeit diesen Spruch manchem Mädchen ins Poesiealbum geschrieben und dazu zwei aneinanderliegende Schlangelinien gezeichnet, die nach allem Übereinkommen ein Herz bedeuten. Weiß der Teufel, keine dieser paradiesischen Gestalten wollte mir an diesem Morgen leuchtend vor die Augen treten. Ich versuchte an Lotte zu denken, Lotte mit den dunkelbraunen Zöpfen. Lotte erschien nicht, aber dunkelbraune Zöpfe hatte sie gewiß, dunkelbraun, wie die Kruste eines guten Schweinsbratens. Entschuldigend den Vergleich, ich kann nichts dafür, er drängt sich mir auf und er hatte den

ganzen Schweinsbraten im Gefolge. Oh, was für ein herrlicher Schweinsbraten, nicht zu fett, nicht zu mager. Ich aß ihn vor einigen Jahren in der guten Stadt Moosburg, die durch ihr Castulumünster berühmte ist, das aber in der Erinnerung den Vergleich mit jenem köstlichen Schweinsbraten nicht aushalten kann. Ja, und stellen Sie sich vor, es gab Kartoffelsalat dazu, an dessen Flanken die schmackhafte Schweinsbratensauce herabrann wie die Schmelzwasser am Wendelstein im Frühling. Habe ich Ihnen schon von den Knödeln erzählt, die ich dazu aß? Fest und locker waren sie wie die Brüste der Weisheit, aber viel besser im Geschmack. Und Gurkensalat gab es auch. Stellen Sie sich einen Gurkensalat vor, der geradezu eine Blume hat, so duftig war er. Und da ich gerade dabei war, dachte ich auch noch schnell an Römische Kutteln. Sie müssen wissen, die Kutteln à la Romana verzehrte ich am Borgo Vecchio an der Peterskirche in Rom, gleich linker Hand. Sie sind eine Spezialität Roms und die Fremden essen sie nicht, weil sie nicht in der Kunstgeschichte stehen, aber eigentlich sollten sie dort in der Nähe des Architekten Bramante stehen, der auch den Palast gebaut hat gegenüber der Stelle, wo ich diese trefflichen Kutteln aß. Ich mache Sie aber diskret darauf

aufmerksam, sie schmecken etwas nach Knoblauch, nur einen Hauch dürfen sie davon haben, wie Veilchenduft an einer Waldecke. Bei meinem Eindringen ins Paradies der Erinnerungen gab es jetzt keinen Halt mehr, und es waren nicht nur Äpfel vom Baume der Erkenntnis, die ich da auf meiner Zunge zergehen ließ. Ich konnte nicht vertrieben werden von jenem monumentalen Kopenhagener Hummer, mit dem ich einst auf Vivaldi's Terrasse einen Zusammenstoß zu seinem Nachteile und meinem Vorteil hatte, und jenem Xantibusburger Eierkuchen, dessen Verrichtung ich unterhalb des Fuchsturms bei Jena feierte. Zum Schluß konnte ich meine Erinnerungen auf eine Rogglenstuppe konzentrieren, die ein gültiges Geschick in der Gestalt des Herrn Professors Vierthaler mir servierte. Wenn die Rogglenstuppe nicht im allgemeinen Weltplan vorgesehen wäre, so hätte sie gewiß dieser Professor vorstellt, daß ich erfüllt von solchen Erinnerungen nicht ohne Appetit meinem Frühstück entgegentrat. Das ist übrigens nur eine materielle Gegend meines sonst ideellen Erinnerungsparadieses, und wenn der Spruch im Kalender wiederkommt, werde ich mich ausschließlich auf die braune Lotte konzentrieren. Foitzick

## STRASSENBAHNFAHRT IN DER STEINZEIT

VON EDMUND BICKEL

Links von uns saß ein alter Herr mit Buch, Bauch, Brille und Vollbart, rechts eine ältere Frau, die aber jünger als der alte Herr aussah, ebenfalls einen Bauch, eine Brille, jedoch weniger Bart hatte. In der Mitte saßen Peterchen und ich. Es wären zwar noch weit mehr Leute in der Straßenbahn gewesen, aber sie brauchen wegen Papierparasemittel nicht beschrieben zu werden. So gut haben wir Schriftsteller es heutzutage. Auf diese Weise bleibt uns mehr Zeit zum Nachdenken, was ja hin und wieder auch einmal sein muß. Aus dem gleichen Grund waren wir im Museum gewesen, Peterchen und ich. Man kann nie zu früh und nie zu spät etwas für seine Bildung tun. Die Steinzeit hatte auf ihn besonders starken Eindruck gemacht. Das konnte ich an seiner besinnlichen Miene erkennen.

Weil heutzutage so viele Leute, die früher im eigenen Auto herumfahren, mit der Straßenbahn fahren, ist sie natürlich besser besetzt. Es muß schrecklich viele Autobesitzer geben haben, will es scheinen. Da lag es nahe, daß Peterchen mit seiner hellen Stimme plötzlich laut und überall vernehmlich fragte:

„Du, sind eigentlich die Treibbahnen in der Steinzeit auch schon so voll gewesen?“

Damit hatten wir bereits die Aufmerksamkeit ziemlich aller Mitfahrer auf uns gezogen, teils seiner hellen Stimme wegen, teils wegen der interessanten Frage an mich.

„Doch, viel schlimmer noch“, bestätigte ich ihm und hoffte, das würde ihm genügen. Er aber war ein gründlicher Knabe und wollte weiter wissen: „Du, was hat das eigentlich damals gekostet?“ Peterchen hat eine Vorliebe für das Wort „eigentlich“, weil es in jeden Satz paßt.

„Du sollst nicht immer ‚eigentlich‘ sagen, Peterchen“, machte ich ihn wieder einmal aufmerksam. „Also, warum eigentlich nicht, und was hat es denn eigentlich gekostet?“

„Eine Fahrt zwei faustgroße Steine und zehn Fahrten für achtzehn.“

Der Herr von links und die Frau von rechts begannen sich nunmehr offensichtlich für unsere

Unterhaltung zu interessieren. Da auch von gegenüber einige aufmerksam wurden, erklärte ich Peterchen und ihnen die Straßenbahnverhältnisse in der Steinzeit etwas genauer: „Damals“, fing ich an, „war das natürlich nicht so schön in der Straßenbahn wie jetzt. Die Bänke waren alle aus Stein und genau so kalt wie die im Schloßpark und die Räder nicht so besonders rund. Da hat sie schrecklich gerasselt und geklappt.“

„Noch ärger als jetzt?“ fragte Peterchen dazwischen.

„Viel ärger“, beschwichtigte ich ihn, „außerdem

### Bei den Tempeln von Paefum

Von Georg Britting

Hier läßt sich atmen. Und hier flirbt sich's leicht.  
Die weißen Odysen tragen ihr Geßner.  
Der Falke jagt im dunklen Himmel.  
Die Tempel stehen still erhaben da.

Es blüht der Löwenjahn, grad wie bei uns,  
Mit goldner Farbe und in großer Zahl.  
Die Östter mögen auch den Löwenjahn.  
In Bayern steht er Jo auf jeder Wieße.

Rein Schatten wirft sich Johwary.  
Und Schattten, Himmel und der Löwenjahn  
Sind wie bei uns.

Die Tempel find mir gar nicht fremd.  
Sie stehen still erhaben da.  
Hier läßt sich's atmen,  
Und hier flirbt sich's leicht —  
So denkst das Geß.

Und hört der Säulen weißes Wort  
Im leichten Wind  
Wie Bithertjeil am Ueßnerjee.

ist sie nur ganz langsam gefahren. Alle Augenblicke stand in der Steinzeitzeitung, daß wieder eine Straßenbahn einfach in lauter einzelne Stücke auseinandergefallen ist. Zwischenwunder stand dann wieder eine Herde von Mammuts auf dem Geleise und ging nicht weg, so sehr auch der Führer auf seiner steinernen Glocke herumtrampelte. Weißt du, Peterchen, das sind so ähnliche Tiere wie Elefanten, nur viel größer und ganz haarig. Oder irgend so ein Saurier hatte seinen langen Schwanz über die Schienen gelegt, weil sich kein Verkehrsschutzmann um ihn kümmerte. Dann mußten eben der Führer und der Schaffner rasch heraus und vielleicht ein paar mutige Fahrgäste dazu und den Bestern dicke Steine nachschmeißen. Das kostete aber alles Zeit. Na, und da standen dann auch wieder schrecklich viele Leute an der nächsten Haltestelle. Die haben dann fürchterlich geschimpft und wollten selbstverständlich alle mitfahren. In der Beziehung hat sich noch fast nichts geändert. Aber wenn es erst an Einsteigen ging, da wurde vielleicht gerault! Damals waren die Leute nämlich nicht schon so höflich und gut erzogen. Sie bissen einander in die Hände, Arme und Beine, wo sie gerade ein Stück erwischen oder rissen einander wenigstens die Felle vom Leib. Das kommt allerdings heute nicht mehr vor, weil sie keine Felle mehr haben.“

„Doch“, widersprach Peterchen mit heller Stimme, „die Frau da drüben, die hat doch noch ein Fell an.“ Worauf die Dame ausstieg. Vielleicht war es schon ihre Haltestelle.

„Wenn es aber ganz schlimm war“, fuhr ich fort, „dann kam es an der Haltestelle zu Mord und Totschlag. Manchmal schlugen die Leute hinten auf die vorderen mit Steinhämmern los, wenn sie besonders eilig ins Geschäft mußten oder heimwollten. Und der Schaffner brüllte ‚Besetzt!‘, als ob man das nicht ohnehin gemerkt hätte. Aber auf den hörte man schon damals nicht mehr. Da packte er seinen Sack mit Kleingeld und schlug den so lange denen auf die Schädel, bis sie liegen blieben und bewußtlos und ge-



„Was machst du denn da, Gertrud — du siehst ja graulich aus!“

„Ich treibe Schönheitspflege, damit ich dir immer gefalle, Eduard!“

duldig auf die nächste Straßenbahn warteten. Am allergrößten aber waren die Steintzeitdamen. Von Steingut konnte da keine Rede sein. Denen kam es gar nicht darauf an, jemand wegen eines Sitzplatzes ein oder auch zwei Augen auszukratzen, wenn sie nur nicht zu stehen brauchten. Und wenn so eine ihre steinerne Lederhandtasche oder ihren Regenschirm aus Granit fallen ließ, dann sagten sie nie danke, wenn jemand sie ihnen aufhob. Auch entschuldigten sie sich nicht, wenn die Sachen auf Hühneraugen in der Gegend fielen, selbst wenn die Besitzer noch so vor Schmerzen brüllten. Es ging zu in so einer Steintzeitstraßenbahn, daß die Löwen im Tiergarten vor der Fütterung die reinen Miezkatzen dagegen sind. Manchmal kam es auch vor, daß während der Fahrt ein Streit entstand und ein Paar schwächere Fahrgäste, die sich nicht so richtig wehren konnten, einfach totgebissen wur-

den oder erschlagen und Kinder zertreten wie die Blumen auf einer Wiese, wo Ausflügler waren; denn die Leute waren eben leider nicht so gut erzogen, wie ich dir schon erzählt habe. Man konnte auch nichts weiter machen, weil es eben auch noch keine Polizei gab. Die wurde erst viel später erfunden.“

Eine Weile schon hatte ich bemerkt, daß der alte Herr von links mit meiner Beschreibung der Steintzeitstraßenbahn nicht so recht einverstanden war, weil er wie zum Anlauf immer wieder mit dem Bart gewackelt hatte, als wollte er dazwischenreden. Endlich gelang ihm das, als ich gerade zum Nachdenken Luft holte:

„Ich verstehe gar nicht!“, plusterte er sich auf, „wie Sie als Erwachsener dem Jungen so eine unrichtige und unzutreffende Darstellung der Steintzeit geben können. In der Steintzeit hat es doch überhaupt keine Straßenbahn gegeben!“ Er

geriet einschließlich seines Bartes in Wallungen. Peterchen sah erst ihn, dann mich prüfend an und sagte ungläubig: „Ist denn das eigentlich wahr, was der Mann da sagt?“

Glücklicherweise verteidigte mich die Frau von rechts: „Nein, nein!“, sagte sie eifrig, „das ist schon wahr, wie du es gehört hast. In der Steintzeit hat es natürlich auch eine Straßenbahn gegeben. Mit was wären die Leute denn sonst in die Stadt gefahren?“

„Unsinn!“, wehrte sich der Mann von links, „ich bin Professor und ich muß das doch genau wissen.“ Peterchen und ich stiegen aus. Es waren ohnehin nur noch zwei Haltestellen zu gehen. An der Tür drehte er sich um und sagte zu dem Professor: „Pflui, du lügst ja! Das darf man eigentlich nicht!“ so daß alle lachten. Aber der Professor tat so, als hörte er es nicht und sah wieder in sein Buch. Aber sein Bart waberte nur so vor Ärger.

## Die Grenze

(K. Helligstaedt)



„Aber ich will doch Peter nicht heiraten, Papa, ich will doch nur probieren, wie weit sein Charme reicht!“ — „Für ihn weit genug, denke ich, mein Kind!“

„Wir leben von den zwölf Planeten, wie daß sie uns bedrohen täten mit Eintflut und bergleichen Sachen.

Soll'n wir nicht jetzt schon auf der Stelle für alle Fälle die notgedrungenste Arche machen, um drin mit Viehdreuz aller Art, Flug auserlesen und gepaart, nach alten, treubewährten Regeln zum Berge Ararat zu jeheln!“

Rur nicht so fix und laß dir Zeit!  
Dorläufig ist's noch nicht so weit.  
Zudem jo dürft's dir faum gelingen,  
die nötigen Balken aufzubringen,  
ganz abgesehen, wie mir schwant,  
vom Proviant.

Drum handle nicht unaufgefordert  
und warte, bis dich Gott beordert  
— wobei auch noch die Frage offen ist,  
ob du als Roach vorgehen bist.

## BELLARMINO DER UNORDENTLICHE

VON EMILIO DE MARCHI

Bellarmino war der unordentlichste Junge unserer ganzen Schule. Er war nervös, fantastisch, unbeständig und erregbar. Seine Unordnung rührte hauptsächlich daher, daß er auch nicht zwei Minuten hintereinander den einfachsten Gedanken verfolgen oder in der lumpigsten Tätigkeit verharren konnte. Fortwährend wurde er von neuen Schulnoten gepackt, und so gaultete er hierhin und dorthin, wie ein Schmetterling. Er war frühzeitig sich selbst überlassen, denn die Mutter war bald gestorben. Und so sahen wir ihn denn morgens in die Klasse kommen immer in unmöglichen Schuhen, unmöglichen Strümpfen und unmöglichen Hosen, die stets im Kampf miteinander zu liegen schienen; denn die Strümpfe suchten den Schuhen zu entweichen, diese wieder den Füßen, und die Hosen klammerten sich nur mit letzter Kraft an seine Lenden, so als ob sie diese Anstrengung nicht mehr lange gewachsen wären. Laßt mich schweigen von seinem Kragen und dem Schlipf, der gewöhnlich seinen Weg in die Unterhosen nahm. Ich will auch nicht über seine schokoladenfarbenen Hände reden, über seinen Hals oder gar die Ohren...

Seine Bücher hatten die sonderbare Eigenschaft, täglich ein wenig an Umfang zu verlieren, so als fräbe er seine Weisheit Blatt um Blatt in sich hinein, und es wohnt die Ziegen mit den Blättern der Wehrebe tun, und es war fast wie ein Wunder, daß er am Ende des Jahres noch seinen Mappensatz, nämlich die beiden Holzbrücken mit dem Lederriemen gerettet hatte. Die gleiche Unordnung zeigte Bellarmino in seinen Sympathien, seinem Umgang. Heute war er mein „Spezi“ und morgen der delne; übermorgen ging er durch dick und dünn mit unsern ärgsten Feinden, und dann wieder war er mit allen verbündet oder mit keinem: Heute schien er ein Poet zu sein und delaktierte oder sang wie eine Amsel, und morgen hob er nicht den Kopf von seiner Schiefertafel, so versunken war er im Schreiben seiner Zahlen. Wer ihn genau kannte, wußte, daß er es in jedem Augenblicke gleich ernst meinte, daß er im Grunde ein gutes und großmütiges Herz hatte, so daß ihm niemand böse sein konnte. Der Knabe lebte ganz im Augenblicke und vom Augenblicke, so wie ein Schmetterling von der Blume lebt, die er findet, oder wie ein wildes Pärchen, das auch nicht darandent, daß es einmal einen Herrn auf dem Rücken oder einen Zaun im Maße dulden müßte. Sein Vater, der Handlungsreisender war, hatte Bellarmino zu einer guten

Witwe, einer Verwandten in Pension gegeben. Sein Zimmer war ein herrliches Müseelodero. Bücher überall, auf der Erde, auf und unter dem Bett und einige sogar auf dem Bücherbord. Die Schubfächer standen stets halboffen und ließen einen Blick tun in eine so wohlassortierte Gemischtwarenhandlung, wie sie kaum je ein fetter Trödler in Bagdad in seinen kümstlich Opiumräschen geträumt haben mag. Fotografien, Drucke, Kravatten, Zigarren, Seife, Romane, Fächer, Schlüssel, Hamden, Ketten, Lichtstümpfe, Broschüren, Streichhölzer, Glasstäbchen und Käsereste, Muscheln, Mineralien, Überreste vorfindlicher Versteinerungen und Schokoladen bildeten einen sonderbaren und verstaubten Salat unter der Schirm-

herrschaft eines weißen menschlichen Schädels, den Bellarmino beim Pedell der Universität Pavia für eine Pfeife eingetauscht hatte, und der nun von einer Konsole herabgrinste.

Seine Schlagfertigkeit und ein erstaunliches Gedächtnis, halfen ihm immer bei seinen Studien, und mehr als einmal, sofern er es nur gewollt, hätte er Primus der Schule sein können. So daß er es schließlich trotz aller seiner Unordnung zum Rechtsanwaltschaft gebracht hat, und beim Gericht schätzte man ihn und fürchtete ihn zugleich als einen gefährlichen Gegner.

Wegen seines zerzausten Aussehens, des schwarzen Bartes, der ungenügend hervorgeraffelten Haare, der Augengläser, die stets schlief auf seiner Nase schaukelten, der langen Hände mit den langen Nägeln, der verkehrt angezogenen Amirobe, des weißen Beflichs, das wie ein Wimpel flatterte, hatte man ihm den Beinamen „Rechtsanwalt Kinderschreck“ angehängt.

Er sprach in nervösen Ausbrüchen, unverborelt und liebte Paradoxe, die schließlich auch in Unordnung geratene Gedanken sind. Eines Morgens sah ich ihn ganz bestürzt in mein Zimmer kommen, zerzauster und aufgelöster denn je. „Was ist los, Bellarmino?“ fragte ich ihn mit ängstlicher Neugierde. „Hast du Zeit, mich zu begleiten?“ „Sofort, es ist doch kein Unglück geschehen?“ „Ach, schwelge. Es ist um den Verstand zu verlieren. Komm, wir haben keine Zeit. Du mußt mir helfen, die Papiere zu suchen.“ — „Hast du wichtige Papiere verloren?“ — „Der Teufel ist im Spiele. Laß uns gehen, tu mir den Gefallen.“

Während Bellarmino seine Verwünschungen gegen den Teufel, den Vater aller Unordnung (manche sagen auch Sohn), ausstößt, eilt er mit seinen langen, giraffenartigen Schritten die Treppen hinab und führt mich in seine Wohnung.

Er hatte in jenen Tagen einen großen politischen Prozeß unter den Händen, in welchen über Journalisten hervorzurufen seiner Natur entsprechend war Bellarmino der Advokat der Unordnung, und wie es in solchen Prozessen zu geschehen pflegte, in denen die Parteilichenschaften angefaßt waren, waren die Gemüter bis zur Siedehitze erregt.

Ein Freund der Angeklagten hatte dem Rechtsanwaltschaft drei gefährliche Briefchen übergeben, die Instände waren, eine im Gerichtssaal anwesende, sehr würdige und hochstehende Persönlichkeit, nämlich den Herrn Staatsanwalt selbst empfindlich zu kompromittieren. In der letzten Sitzung hatte Bellarmino einen wahren Orkan entfesselt mit der Drohung, gewisse Dokumente vorzuweisen, die geeignet seien, die Freunde und Verteidiger der Staatsordnung erlöten zu lassen.

Der Staatsanwalt springt auf und ruft: „Bringen Sie diese Dokumente!“ Die Richter schrien: „Heraus mit dem Namen, heraus!“

Anwälte schrien, Angeklagte schrien, die Publikanda schrie: es herrschte ein heillooses Durcheinander. „Jawohl, ich werde morgen die Beweismittel erbringen, und ihr werdet mit euren goldenen Brillen den Namen lesen, den ihr wünscht. Ihr werdet sehen und mit euren Händen greifen können, ob die Freunde der Ordnung zugleich auch die Freunde der Ehrbarkeit sind!“ So unser nervöser „Kinderschreck“. Neuer Tumult! Die Freunde des Anwaltschaft klatschen Beifall und brüllen „Bravo, bravo!“ Der Präsident läßt den Sitzungssaal räumen, die Hölle scheint losgefallen.

Als Bellarmino das Gerichtsgebäude verließ, wurde er fast im Triumph empfangen, weil die Leute wußten, daß er unfähig war, Dokumente zu erfinden, daß er aus guten Gründen so sprach, mit

## Die Schneiderin

(Hanna Nagel)



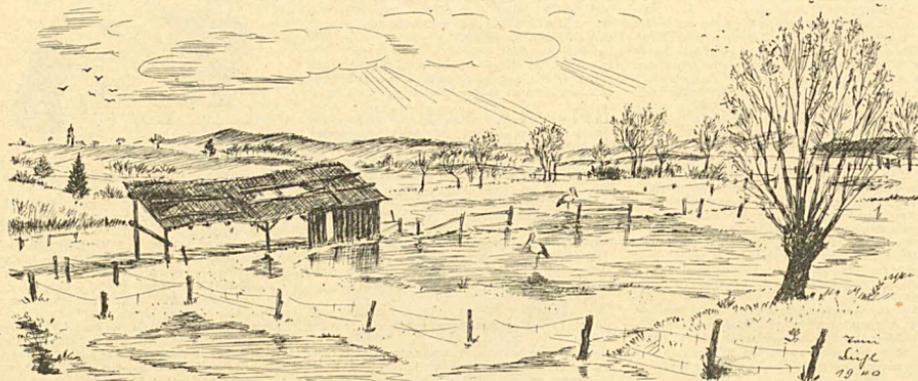
„Im Film kommen immer hübsche junge Männer zu armen Schneiderinnen — und ich habe hier heroben noch nie jemand anderen gesehen, als Frauen über fünfzig...“





# Die ersten Störche

(Tonl Bicht Im Felde)



## EINE TASSE TEE

VON HJALMAR SÖDERBERG

Es wird behauptet, daß man in manchen Ländern ein gut Teil seines Ansehens einbüßt, wenn man dort Brantwein und dergleichen Getränke öffentlich zu sich nimmt. Nun, jedes Land hat seine Sitten. Mir ging es gestern abend ziemlich schlecht, weil ich in einem Stockholmer Kaffeehaus eine Tasse Tee trinken wollte. „Ja, es ist eigentlich belanglos, was für ein Kaffeehaus das war.

Die Sache ist die, daß ich gegenwärtig damit beschäftigt bin, die letzte Hand an einen zwelbändigen Roman zu legen. Es fehlt nur noch das letzte Kapitel, und ich hatte mir vorgenommen, das gestern zu schreiben. Ich stand daher um acht Uhr in der Früh auf, setzte mich febernd vor Dichterteller, an den Schreibtisch und begann: „Die Oktoberdämmerung senkte sich immer dichter über die Stadt, während ein dünner Herbstregen...“ Soweit war ich gekommen, als das Telefon klingelte. Es war ein Freund von mir, der sich Geld von mir borgen wollte — eine Kleinigkeit, ein paar Kronen —, die er aber gleich benötigte, ich konnte es ihm natürlich nicht abschlagen, und da ich im Augenblick niemand hatte, den ich hätte schicken können, mußte ich selbst gehen. Ich ging also — und auf dem Rückweg blieb ich am Jakobsmarkt wie gewöhnlich vor Silwänder stehen, um mir eine neue Sorte Handschuhe anzusehen. Als ich mich umwandte, um meinen Weg nach Hause fortzusetzen, stand ich einem anderen meiner Freunde gegenüber. Er fragte mich, ob ich ein Glas Wermuth trinken und eine Partie Schach mit ihm spielen wollte? „Danke, gerne, alter Jung“, erwiderte ich bedenkenlos, denn ich hatte völlig auf meinen Roman vergessen. Und als ich mich im nächsten Augenblick wieder daran erinnerte, hatte ich nun einmal schon ja gesagt und konnte nicht mehr zurück — das hätte zu wankelmütig ausgesehen. Also gingen wir zu ihm nach Hause, frühstückten, tranken Wermuth und spielten bis elf Uhr abends Schach. Dann verabschiedete ich mich von ihm und ging mit dem unerschütterlichen Vorsatz, meinen Roman zu Ende zu schreiben, heimlich... Und jetzt fängt die eigentliche Geschichte an. Also hört zu:

Ich hatte ungefähr zehn Minuten bis nach Hause. Als ich den halben Weg zurückgelegt hatte, merkte ich, daß ich müde und ein wenig schläfrig war. Daraus zog ich unwillkürlich den Schluß, daß es mit dem Schreiben vermutlich nicht gut gehen würde, wenn ich jetzt nach Hause ginge und mich in diesem Zustand an den Schreibtisch setzte. „Gleich hier rechts gibt es ein gemütliches kleines

Café-Restaurant“, sagte ich zu mir selbst. „Wenn ich da hineingehe und eine große Tasse starken Tee trinke und dann nach Hause gehe und schreibe, dann muß das Schlußkapitel meines Romans ausgezeichnet werden.“

Ich ging also hinein. Drinnen saß das schwedische Volk wie gewöhnlich und trank Punsch. Ein einziger kleiner Tisch war frei, und der stand mitten im Raum. Ich ließ mich dort nieder. „Kann ich eine Tasse Tee haben?“ sagte ich zur Kellnerin. Da wurde es totenstill im ganzen Raum. Rings um mich saß das schwedische Volk mit dickem Bauch und rosigem Wangen und trank Punsch. Und in regelmäßigen Zwischenräumen stießen die Leute die Gläser zusammen und riefen: „Jetzt trinken wir ext!“

Als ich aber meine Tasse Tee bestellte, wurde es ganz still im Raum. „Eine Tasse Tee?“ fragte die Kellnerin mit unsicherem Tonfall.

„Bitte, nur eine Tasse Tee? Wünschen Sie nicht auch Brot und Butter? Und Kognak oder Bier? Und Punsch?“

„Nein, danke“, antwortete ich freundlich. „Ich möchte nur eine Tasse Tee.“

„Sofort“, sagte die Kellnerin. Man startete mich von allen Seiten an. Eine Minute lang sprach nie-

mand ein Wort. Dann redete man ringum nur von mir, und ich verstand einiges von dem, was gesprochen wurde:

„Das ist ein verrückter Ausländer“, sagte einer. „Pui Teufel, wieviel Heuchelei und Scheinheiligkeit es heutzutage gibt“, meinte ein anderer. „Er ist besoffen und möchte gerne nüchtern werden“, sagte ein dritter.

„Wie kann man nüchtern werden wollen, wenn man besoffen ist!“ erklärte ein vierter.

Die Kellnerin kam mit meinem Tee. Ich bezahlte sogleich und gab ihr eine Krone Trinkgeld, damit sie nicht glauben sollte, ich tränke aus Geiz Tee oder weil ich nicht die Mittel hätte, Punsch zu trinken.

Aber ich kam nicht dazu, meinen Tee zu trinken. Ich saß ganz bescheiden und friedlich da, rührte ihn um und war bemüht, durch mein Benehmen meinen Nachbarn klarzumachen, daß ich ihnen nichts zuleide tun wollte... als ein alter Studienfreund aus Upsala, den ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, plötzlich vor mir stand und mich und meine Tasse Tee unverwandt anstarrte.

„Bist du's wirklich?“ rief er ergriffen aus. „Und du willst dieses Zeug da trinken?“

„Ja“, erwiderte ich eingeschüchtert.

„So, dahin ist es also mit dir zu guter Letzt gekommen. Das ist ja schrecklich!“

Ich glaubte, er scherzte und versuchte im gleichen Ton zu antworten.

„Mir scheint gar, du möchtest witzig sein“, sagte mein früherer Kollege. Und jetzt merkte ich erst, daß er sterngebessenen war.

Ohne Umschweife vertraute er mir stunde an, er hätte mich eigentlich von der ersten Dunde unserer Bekanntschaft an nie ausstehen können. Er hätte es gleich herausgehakt, daß ich ein unmöglicher Mensch wäre, oder wenn ich wünschte, daß er sich deutlicher ausdrücken sollte: ein Schweinehund. Er hätte sich schon immer nach einer passenden Gelegenheit gesehnt, mir das sagen zu dürfen: und nun hätte er es einmal ausgesprochen!

Mein alter Kollege hatte sich mehr und mehr erhitzt. Zum Schluß brüllte er so, daß man es im ganzen Raum hören konnte. Alle lauschten begeistert, und der Oberkellner kam unter die Tür. Er war ein großer, hochroter Mann. „Was gibt es da?“ sagte er mit einer gewissen Drohung in seiner Stimme und sah sich im Kreise um. Da zeigten alle auf mich und riefen im Chor: „Es ist nur der Herr, der dasitzt und sich unverschämte benimmt!“

Einen Augenblick später befand ich mich auf der Straße... Und was meinen Roman angeht, so gedanke ich ihn heute fertigzuschreiben. (Aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil)

## Manche Männer

Von Paula Sack

*Manche Männer wissen sich kaum zu retten, die haben die Weiber noch und noch, aus allen Ständen, niedrig und hoch, das hängt an ihnen schier wie die Kletten.*

*In Leidenschaft wild ist diese entrannt, jene zielt seriös auf den Trauungsakt. Die hält ihn bei seiner Ehre gepackt, Eine andere appelliert an seinen Verstand.*

*Nummer fünf möchte Seelenhochzeit begehnen, nennt Liebe ein Blütenbäumlein und fällt herab als Träumelein. Eine sechste endlich noll Barmittel sehn.*

*Die Meute balgt sich auf seinem Rücken, das rauft sich die Haare und telephoniert, das droht mit Selbstmord und depechirt, wie die beaufete Tüte Mücken.*

*Solche Männer leben in Angst und Schrecken.*

*—Einen Brief! Einen Kuß! Ein Geld! Einen Sohn!!!—*

*Im Ende fliegen sie auf und davon, Der Mann wächst leider nur mit seinen höhern Zwecken.*

## Bullitt baß erstaunt

(E. Thöny)



„Ich verstehe die Aufregung der Deutschen über diese Dokumente nicht. Sie sagen doch immer selbst, daß wir das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sind!“



## DER TRUNK NACH MITTERNACHT

VON ERNST HANDSCHUCH

Eine halbe Stunde noch saßen die jungen Burchen über Feierabend, dann aber wurde der Wirt ängstlich und wies sie fast barsch hinaus. Schimpfend und fluchend zogen sie, denen der Wein eben in den Kopf gestiegen war, ab. Die Nacht, der nur die Sterne gehörten, war lau. Still und schlafend lag das Dorf. Die milde Luft strich verführerisch über Gesicht und Hände und weckte in den Herzen der vom Trunke Angerührten verborgene Sehnsüchte.

„Ich kann noch nicht schlafen gehen“, meinte Georg, der Stallschweizer.

„Wenn Pankraz bei uns wäre, hätten wir Wein genug. Aber so...“, seufzte der lange Bertel, dem die Dorfschmiede gehörte.

„Es kommt nur darauf an, ob ihr Schnaid hat. Denn den Weg zu seinen Fässern weiß ich haargenau“, lachte der Küfers Josef und schritt langsam die Hauptstraße hinab. Seine Zechkumpene zögerten eine Weile, dann jedoch eilten sie ihm spornstreichs nach.

„Wir gehen um das Dorf herum, damit uns der Polizeidiemer nicht sieht“, rief Georg.

„Angsthaas“, polterte der Küfer.

„Er hat recht“, lenkte Bertel ein. „Wir kommen dann auch bei uns vorbei und holen einen Eimer, oder willst du den zum Wein dazu stehlen, Seppel?“

Der brumpte einige unverständliche Worte, folgte indes willig den beiden, als sie den Weg zur Schmiede einschlugen.

Von dort aus ist es nicht mehr weit ins Feld, und schon der nächste Wiesenpfad führt um die Schloßmauer im Bogen zurück ins Dorf. Die Hunde des Grafen bellten kurz und hart, beruhigten sich

aber bald wieder. Hie und da klinkte der Eimer, und Bertel, der ihn unterm Arm trug, drückte den Henkel fester an den Rand.

„Wär' alles nicht nötig“, knurrte der Küfers Josef böse. Doch als sie an der katholischen Kirche vorbeikamen, bekreuzigte er sich demütig, und der Stallschweizer, der den Glauben mit ihm teilte, tat es ihm nach.

Es schlug eins, als sie vor der weitläufigen Hofreite standen, die Pankraz' Vater gehört. Rasch schwang sich der Küfer über das hohe Tor, löste leise den Querbalken und öffnete die schweren Flügel in schmale Spalt, durch den sich sogleich Bertel und Georg schoben. Über den holprigen Hof ging es hinweg, am Stall vorbei, in dem die Pferde verloren stampften und eine Kuh gar schwer schnauzte.

Die Kellertür liegt an der Innenseite der Scheuer, die hart an das Wohnhaus grenzend, das Hufeisen des Anwesens schließt. Der Schmied reichte dem Schweizer den Eimer und hob das schwere deckende Holz. Flugs sprang der Küfer die steinernen Stufen hinab und tastete sich über den lehmgestampften Boden hin zu den Fässern. Zwei, drei Male piff er wie eine Maus, dann hatte sich auch Georg zu ihm gefunden, und der Wein strömte glucksend aus dem Spund.

Als der Eimer voll war, pirschten sie sich vorsichtig zurück. Der Küfer hatte ihn bereits dem Schmied gereicht, da stieß Georg, der stets vom Pech verfolgt ist, mit den Füßen einen an der Wand lehrenden länglichen Zuber um. Es setzte ein dumpfes, rollendes Gepolter, und kaum hatte der Taps den Keller verlassen, als es im Wohnhaus Licht gab. In hurtigem Lauf rannten die

drei über den Hof und schlüpfen durch den Torspalt. Wohl war der Wein etliche Male übergeschwappt, aber es war, wie sie später im Lichte der Rathauslaterne feststellten, reichlich genug darin geblieben. In dem Schatten eines alten Torgewölbes verschnauften sie sich. Nichts regte sich.

„Kamel“, befreite sich der Küfer. „Das nächste Mal gehe ich allein.“ Dann schlich er sich prüfend auf die Straße und winkte seinen Genossen. Sie schlugen den Weg zum Friedhof ein und folgten alsdann dem Pfad am Berghang, der das Dorf unter sich läßt, südwärts. An der Stelle, wo er in ein schmales Tal mündet, stiegen sie hinab.

„Getrunken wird er im Pankraz seiner Gartenhütte. Denn wenn er uns wirklich sucht, dort bestimmt nicht.“

„Bist doch ein schlauer Kerl“, lobte Bertel den Küfer.

„Den Zuber hätt' ich auch du verschmeißen können. Und wer weiß, ob du ihn selber nicht so blöd hingestellt hast“, entschuldigte jetzt Georg sein Mißgeschick.

Doch da waren sie am Ende des Hohlweges angekommen, und die gesuchte Hütte hob sich schwarz aus der Nacht. Der Küfer stieß den Riegel des eisernen Pförtchens klinkend zurück, ließ seine Kameraden vorgehen und riegelte wieder zu. Als er in das geräumige Gartenhaus trat, hockten die zwei schon auf der Bank und tranken. Kaum war der Eimer jedoch einmal die Runde gegangen, als plötzlich der Riegel von neuem klinkte und das Pförtchen abermals quatschte.

„Das ist der Pankraz“, zischte der Schmied, griff den Längsbalken der Hütte und schwang sich

# Abendgebet des Türken

(Erich Schilling)



„Allah bewahre mich vor meinen Freunden!“

hinauf. Schnell reichte ihm der Küfer den Eimer und folgte ihm. Der Stallschweizer war der letzte, der das rettende Holz erklomm. Eng aneinander geschmiegt saßen sie nun auf der Stange, wie die Schwalben auf den Drähten, wenn es herbstelt. Schier wagten sie es nicht, zu atmen, und sie verhielten sich stiller noch, als sie gar zwei Schritte hörten.

Zuerst betrat der Pankraz die Hütte. Er tat es ruhig und ohne sich umzuschauen. Ihm aber folgte zögernd ein Mädchen. Es war das Bärbele, das im Haus gleich neben der Schmiede wohnt. Sie setzten sich auf die Bank, und der Pankraz steckte ihr eine Rose ins Mieder. Dann nahm er ihren Kopf zärtlich in die Hände und küßte ihren Mund.

Die drei auf dem Balken blickten sich fragend an. Was blieb ihnen zu tun? Sollten sie sich entdecken und also rauh schreckend das liebende Beginnen unter ihnen stören?

Der Schmied, der das Bärbele auch in sein Herz geschlossen hatte, krallte sich fester in das Holz. Doch als der Küfer sich bemerkbar machen wollte, preßte er ihm die Hand hart vor den Mund. In der Ecke hockte Georg, den Eimer zwischen die Beine geklemmt.

Das Bärbele wehrte sich tapfer genug, erlag aber schließlich den betörenden Worten und bittenden Liebkosungen des Pankraz. Klagend schrie ein Käuzchen, und die Weindiebe, die es kalt und heiß überlief, starrten hilflos in das dunkle Gebälk.

Ihre Erstarrung hielt noch an, als die Liebenden längst schon aufgebrochen waren und das Pförtchen kreischend sich wieder geschlossen hatte.

Endlich glitt der Küfer hinab. Der Schweizer gab ihm den Eimer und sprang zu ihm. Mit tiefen Schlücken tranken sie; denn vergebens wußten sie nicht, wem Bertels heimliche Liebe gehörte. Der Schmied stöhnte, als er sich neben sie setzte und sie stumm um den Eimer bat. Fast trank er ihn leer.

Der Tag kam schon grau auf, als sie die Hütte verließen. Und mit dem Druck ihrer Hände, die sie sich, immer noch schweigend, reichten, ließen sie das, was sie an Lust und Leid zersprengend barg, als ein stummes Vermächtnis zurück.

# KleinStadt

(Wilhelm Schutz)



Ist eine Stadt auch noch so klein,  
Wird sie doch voller Leben sein,  
Wie in der großen geht's dahin  
Im ernsten und im frohen Sinn.

Bringt Sorg' es oft und Müh' und Plag',  
Gibt es dazu manch guten Tag,  
Der Herz und Seele neu belebt,  
Daß heiß man hofft und liebt und strebt.

Rüht manchem Alten das nichts mehr,  
Er bleibt dabei nicht freudeleer  
So lange er des Abends dann  
Beim Schafkopj stellt noch seinen Mann.

Wilh. Schulz